Kirchenmusik und Mission

Von Prof. Dr. K. G. Fellerer, Köln

Als P. Rühl S. V. D. in der Zeitschrift für Missionswissenschaft 1927 die Probleme der missionarischen Akkommodation im gottesdienstlichen Volksgesang umriß, war damit eine Kernfrage von grundsätzlicher missionarischer, aber auch musikalischer Bedeutung berührt. Die Erkenntnis der Mittel und Wege, die Wahrheiten und die Geistigkeit des Christentums ohne ihre absolute Bindung an europäische Formen unter Berücksichtigung der ortsgegebenen Kulturen zu verbreiten, hat seitdem auf allen Gebieten Fortschritte gemacht. Völkerpsychologie und Vergleichende Musikwissenschaft haben die von unserer europäischen Musikauffassung grundsätzlich verschiedene Stellung der außereuropäischen Völker zur Musik erfaßt und sich bemüht, ihre Werte des Musikerlebens aus ihrem Geiste zu verstehen¹. Dadurch wurde eine graduelle Wertung der „primitiven“ Musik im Vergleich zur „Höhe“ unserer abendländischen überwunden. Wir kamen zur Einsicht, daß unsere abendländische Musikentwicklung als künstlerischer Ausdruck unserer Kultur wohl vieles gewonnen, gleichzeitig aber auch vieles, was in außereuropäischen Musikkulturen noch lebendige Ausdruckskraft bedeutet, verloren hat. Man denke nur an die Ausdrucks- und Gestaltungsmöglichkeiten der von offenen oder latenten harmonischen Bindungen freien reinen Melodie, an die Vielgestaltigkeit der Rhythmik und simultanen Polyrhythmik im Gegensatz zu unserem erstarrten Taktschema, der Schallformen und Klangmischungsbesonderheiten und an die Melodie- und Rhythmustypen, ihre Variation und Formbildung. Diese Erkenntnis müßte auch einen Wandel in der Auffassung der stilistischen Haltung der gottesdienstlichen Musik in den Missionen bedingen und die einfache Übernahme abendländischer Kirchenmusik problematisch werden lassen.

Die Besinnung auf die Verwurzelung der Musik und Musikauffassung in der Eigenart des Volkstums und seiner Empfindungswelt zeigt die Unmöglichkeit, unsere abendländische Musik außereuropäischen Völkern aufzudrängen und zu glauben, daß sie für sie gleiche Ausdruckswerte besäße, wie für uns. Sie sieht auch die Notwendigkeit, jeweils aus der im Volkstum verwurzelten Musikauffassung dem Geist christlichen Denkens musikalische Gestalt

¹ R. Lachmann, *Musik des Orients*, Breslau 1929. C. Sachs, *Vergleichende Musikwissenschaft*, Leipzig 1930.

geben zu lassen, wenn in gleicher Weise wie wir auch der Mensch fremder Rassen und Völker von der Kirchenmusik erfaßt werden soll.

Im 1. Jahrtausend wäre das Problem der Verlagerung europäischer Musik zu außereuropäischen Völkern einfacher gelagert gewesen. Denn damals beruhte auch die europäische Musik auf dem Prinzip der reinen Melodie mit allen ihren Eigenarten, wie heute noch die gesamte außereuropäische Musik (soweit sie nicht durch die europäische Zivilisation in den von ihr erfaßten sozialen Schichten heimisch wurde). Um die Wende des 1. Jahrtausends aber vollzog sich im Abendland der Bruch mit der grundlegenden Eigenart des Musizierens der ganzen Welt. So wurde in neuer Einzelton- und Akzentwertung die Grundlage zur Mehrstimmigkeit und funktionalen Harmonik geschaffen. Von da ab vollzog sich die Eigenart abendländischer Musikentwicklung in ihrer Absonderung von der Musik der ganzen Welt, getragen von der Geistigkeit des abendländischen Menschen. Sie schuf nicht nur in harmonischer Mehrstimmigkeit, in taktischer Rhythmusordnung, in ihren Struktur- und Vortragsordnungen, in ihrer ästhetischen Wertung an Stelle des ethischen Erlebens eine neue sich bis zum heutigen Tag in dieser Richtung entwickelnde Kunst, sondern gab auch der bestehenden Kunst in der Gregorianik eine Umdeutung und Sonderentwicklung. Ihre tonale Fassung in den Kirchentönen, wie Tropus, Sequenz, Reimoffizium als neue Formen machen den grundsätzlichen Wandel der Auffassung deutlich. Die frühen liturgischen Melodien und ihr ursprünglicher Vortrag, wie er in den Ostliturgien noch heute, frei von Tonstufenfestlegungen und Akzentuierungen im abendländischen Sinn, lebendig ist, weisen die stärkste Verbindung zur außereuropäischen Musik auf, d. h. die Gregorianik, gelöst von den harmonisch-akzentischen Umdeutungen, mit denen die abendländische Musikentwicklung ihr ursprüngliches Wesen zerstört hat, wird in erster Linie berufen sein, eine kirchenmusikalische Brücke zwischen dem Abendland und den außereuropäischen Missionsgebieten zu schlagen. Freilich muß die Gregorianik ihrem Wesen entsprechend als reine Melodie ohne die stilllose Choralbegleitung vermittelt werden.

Die Einführung europäischer Kirchenlieder², die auf dem harmonischen Tonsystem des Abendlandes gewachsen sind, wider-

² K. G. Fellerer, Das deutsche Kirchenlied im Ausland, Münster i. W. 1935, S. 164, 307 ff.

spricht aber der musikalischen Auffassungsgabe außereuropäischer Völker und muß diesen in gleicher Weise fremd erscheinen, wie uns ihre Musik. Allein die in fernen Kulturkreisen üblichen Tonsysteme und damit die möglichen Töne und Intervalle sind von unserer abendländischen Ordnung grundsätzlich unterschiedlich³. Unser Tonsystem muß außereuropäischen Völkern ebenso „unrein“ erscheinen, wie wir fremde Tonsysteme als „unrein“ und damit störend auffassen. In Südostasien sind z. B. drei temperierte Tonleitern gebräuchlich, deren Unterschied von unserer am deutlichsten in der Gegenüberstellung der nach Cent berechneten Tonstufen hervortritt.

	Ganzton	Ganzton	Halbton	Ganzton	Ganzton	Ganzton	Halbton
Europa	200	200	100	200	200	200	100
Pelog	156	156	210	156	156	156	210
Vemper: Festland- leiter	171	171	171	171	171	171	171
Slendro	240	240	240	240	240	240	240

Ebensowenig wie es einem Europäer möglich ist, von seinem in Fleisch und Blut übergegangenen Tonsystem abzugehen und in einem diesem fremden zu musizieren, kann der Orientale in unserem Tonsystem singen. Wenn es dennoch mehr oder minder rein gelingt, beruht dies auf „Drill“, dem das Wesentliche eigenen seelischen Ausdrucks fehlen muß. Die Kirchenmusik ist aber mehr als „tönende Form“. Sie ist Ausdruck, der „von Herzen zu Herzen“ geht, muß daher in der Tonsprache, die dem betreffenden Volkstum eigen ist, erklingen.

Neben dem Tonsystem bedingt die grundsätzliche Musikauffassung der außereuropäischen Völker die Unmöglichkeit der Übernahme europäischer Kirchenmusik. Das Musikerleben ist den außereuropäischen Völkern etwas ganz anderes als ästhetisches Empfinden. Auch in unserem abendländischen Volksbrauchtum haben sich viele solcher Auffassungen erhalten. Jeder Ton, jede Melodieformel ist in kosmischen, kultischen und ethischen Anschauungen verwurzelt. Die „Modi“ haben in ihrer Melodik und Rhythmik ihre bestimmten Ausdruckswerte, die im Tonartenethos der alten Griechen, im Modus der Gregorianik und im „Ton“ der Meistersinger abendländische Gegenstücke besitzen. In Indien und im

³ E. M. v. Hornbostel, *Musikalische Tonsysteme*, in: Geiger-Scheel, *Handbuch der Physik*, Bd. 8, Berlin 1927.

arabisch-persischen Kreis wurde ein überaus differenziertes System des Ausdrucks der Tonfolgen und Melodietypen in den Ragas und Maqamen entwickelt. Aber auch bei den Völkern der Ur- und Primärkulturen liegt ein besonderes Empfinden für die Ausdruckswerte der Schallerscheinungen vor. Aus dieser Geisteshaltung können musikalische „Anklänge“ bei aufgedrängten Melodien allein dem Klang nach zu falschen Vorstellungen und störenden Diskrepanzen zwischen Wort und Ton führen. Wir haben bei unserer abendländischen Aufnahme außereuropäischer Musik Beispiele solcher Mißdeutungen genug, wenn wir z. B. gewisse exotische Melodietypen und Vortragsweisen als mollhaft, traurig empfinden, während sie in ihrem ursprünglichen Ausdruck gerade heiter sind.

Unsere europäische Musikauffassung ist vom ursprünglichen Musikerleben so weit entfernt, daß sie auch den tieferen Sinn für das Wesen der Gregorianik verloren hat und sie schon seit dem Mittelalter in romantisierender Deutung der realen Bewegung zu erfassen sucht, nicht mehr im Sinne des ethos-modus gebundenen Ausdrucks. Dadurch wurden die das Wesen der Gregorianik beschneidenden „Reformfassungen“, die Melodieauflösung in Einzeltöne seit der ars antiqua und seit dem 16. Jh. die „Choralbegleitung“ möglich. Die gesamte außereuropäische Menschheit hätte in ihrer Geistigkeit einer solchen Mißdeutung des ursprünglichen Wesens der Gregorianik (die in der Eigenart der seit dem Ausgang des 1. Jahrtausends von der übrigen Menschheit gelösten abendländischen Musikauffassung begründet liegt), keine Möglichkeit gegeben. Ihr musikalischer Ausdruck liegt bis heute im Melodiemodell und seiner gebundenen Gestaltung und Veränderung fern von ästhetischen Wertungen, aber verwurzelt im umfassenden kosmischen und kultischen Erleben. Aus dieser Geistigkeit, die in der Melodie ein übersinnliches Leben empfindet, wie in den Erscheinungen der Natur, kann bei richtiger Lenkung der volksgebundene kirchenmusikalische Ausdruck des Christen werden, ebenso wie im Abendland jede Epoche ihren kirchenmusikalischen Ausdruck gefunden hat. Eine solche Kunst aber wird den Menschen in seiner tiefsten Seele erfassen.

Die Missionare der heidnischen Germanen haben in dieser Weise aus dem Volkstum und seinen Traditionen die christlichen Formen entwickelt und heidnisches Brauchtum zu christlichem werden lassen. Sie haben auch die den Germanen übermittelten, ihnen fremden liturgischen Gesänge nach ihrem akzentischen und nach

festen Tonstufen geordneten Vortrag „zersingen“ und damit die abendländische Musik auf ihrer Grundlage sich entwickeln lassen. Die musikalische Kraft des Volkstums war so stark, daß trotz aller Bestrebungen, die römische Vortragsweise aufzudrängen, die germanische Gregorianik in Gestalt und Vortrag ihre eigene Prägung und Entwicklung gefunden hat⁴.

Nicht weniger stark ist heute die schöpferische Kraft außereuropäischer Völker, die in ihrer Tonsprache den Ausdruck christlicher Gottesverehrung suchen. Diese sich auswirken und entwickeln lassen, ist ebenso eine Forderung der Achtung vor dem fremden Volkstum wie vor dem Ethos der Musik.

Auf der Grundlage der harmonischen Tonraumgliederung hat die abendländische Musik die Mehrstimmigkeit entwickelt und damit die vielleicht offensichtlichste Unterscheidung ihrer Entwicklung von der der außereuropäischen Völker gewonnen. Daraus ergibt sich, daß die europäische Mehrstimmigkeit den außereuropäischen Völkern in besonderem Maße fremd sein muß. Zwar kennen auch außereuropäische Musikkulturen Mehrklangsbildungen doch beruhen diese auf ganz anderer Grundlage als die funktional-harmonische Mehrstimmigkeit des Abendlandes⁵. Sie widerspricht der natürlichen Tonraumgliederung in den Tonsystemen der außereuropäischen Völker.

An diesen drei Punkten, die durch viele andere vermehrt werden könnten, ist der grundsätzliche Gegensatz der europäischen und außereuropäischen Musikauffassung, die ihrerseits nach Rassen und Völkern noch sehr unterschiedlich ist, deutlich. Diese hier nur in großen Zügen dargelegte Erkenntnis muß für die Kirchenmusik in den Missionen ebenso eine Voraussetzung sein, wie Völkerkunde und Völkerpsychologie für die gesamte missionarische Arbeit.

Muß bei der Stellung der Kirchenmusik in der Liturgie und der Bedeutung der Musik im allgemeinen Geistesleben der außereuropäischen Völker nicht die Vergleichende Musikwissenschaft, d. h. das Studium des Wesens und der Erscheinungen der außereuropäischen Musik ein wichtiges Lehr- und Forschungsgebiet in der missionarischen Ausbildung sein? Dann wird in der Zusammenarbeit christlicher Eingeborenen und mit ihrer Musik vertrauter Missionare, für die einzelnen Missionsgebiete eine arteigene Kirchenmusik sich entwickeln lassen, ebenso wie die kirchliche

⁴ K. G. Fellerer, Deutsche Gregorianik im Frankenreich, Regensburg 1941.

⁵ M. Schneider, Geschichte der Mehrstimmigkeit, Bd. I, Berlin 1934.

bildende Kunst zu arteigenen Lösungen gekommen ist, die dem Eingeborenen in seiner Vorstellungswelt christliches Denken erschließt. Nicht äußere Textunterlegungen unter bestehende Melodien oder melodische Nachbildungen können dieses Ziel erreichen, sondern ein Schaffen aus der Geistigkeit des Musikerlebens, wie es in den einzelnen außereuropäischen Kulturen lebendig ist und den Melodieformeln einen besonderen Sinn gibt. Diese Geistigkeit der Melodie zu erfassen und sie in christlicher Deutung lebendig werden zu lassen, ist nicht eine Arbeit am „grünen Tisch“, sondern erfordert stärkstes Einleben in Musik und Denken eines Volkes.

Von europäischer Musikauffassung sich freizumachen, ist erstes Erfordernis, das von Beginn der Beschäftigung mit außereuropäischer Musik an geübt werden muß. Das Studium dieser Musik mit Hilfe der Schallkonservierung (Schallplatte, Schallfilm, Stahlband) nur vom musikalischen Standpunkt aus, kann die notwendigen Erkenntnisse nicht vermitteln, wenn es nicht mit der Kenntnis des Hintergrunds dieses Musizierens, seiner Verbindung mit körperlichen und geistigen Bewegungen, mit Lebens- und Naturäußerungen verbunden ist. Feld- und Heimarbeit haben hier noch wichtige Grundlagen zu schaffen, um für die einzelnen Missionsgebiete eine im Volk verwurzelte Kirchenmusikpflege zu entwickeln. Wie die europäische Kirchenmusik in der Echtheit des Empfindens und der diesem entströmenden schöpferischen Kraft eine ihrer wesentlichen Grundlagen besitzt, so wird auch in außereuropäischen Missionsgebieten die Kirchenmusik dann ihre volle Bedeutung entfalten, wenn sie als echter Ausdruck im Volk verwurzelt ist.

Dem scheint die Tatsache entgegenzustehen, daß in manchen Missionsgebieten die europäische Kirchenmusik (in Gregorianik, Kirchenlied in Übersetzung in die Eingeborenensprache und sogar in mehrstimmigem Kirchengesang) Eingang gefunden hat und daß ein Interesse der Eingeborenen an diesen Gesangsweisen festgestellt wird. Besonders scheinen Neger der für sie fremden Kirchenmusik zugänglich zu sein. Ihre natürliche Musikalität und Reproduktionsfähigkeit hat auch im europäischen Kirchengesang beachtliche Leistungen hervorgebracht. Und doch bleibt die Frage: handelt es sich hier nicht nur um äußere Nachahmung, um seelenlosen Drill, um eine ganz andere Wertung und Empfindung als in ihr liegt, vielleicht um einen Snobismus, dem das Fremde ebenso „interessant“ ist, wie umgekehrt dem Abendländer manche außereuropäische Musik? Wenn sie aber auf Grund der ursprünglichen

im Volkstum gegebenen Musikauffassung bejaht werden muß, fehlt dann nicht einer solchen Kirchenmusik gerade das, was ihr Wesen ausmacht: als Bestandteil der Liturgie „der Verherrlichung Gottes und Erbauung der Gläubigen zu dienen“, nachdem die Gläubigen in ihrer volkstumsgebundenen Veranlagung keine innere Bindung zu dieser ihnen fremden Kunst haben können? Die Forderung des Motuproprio des Papstes Pius X. nach „Universalität“ des kirchenmusikalischen Ausdrucks gesteht „jeder Nation für ihre kirchenmusikalische Komposition die besonderen Formen zu, die gewissermaßen den spezifischen Charakter ihrer eigentümlichen Musik bilden“. Um so mehr muß dieser „spezifische Charakter“ in den einzelnen Kulturkreisen gewahrt bleiben, wenn sie „heilige“ und „wahre Kunst“ ist. Denn heilige und wahre Kunst kann dem Menschen nur sein, was im Bereich seines eigenen Empfindens liegt. So wird die Entwicklung einer bodenständigen Kirchenmusik in den Kulturkreisen der Missionen aus verschiedenen Gründen eine Notwendigkeit sein, gleichzeitig aber werden dem Versuch, abendländische Kirchenmusik, im besonderen abendländisches Kirchenlied und abendländische Mehrstimmigkeit, in den außereuropäischen Missionen den Eingeborenen zu vermitteln, die größten grundsätzlichen Bedenken gegenüberstehen. Wenn eine Gattung abendländischer Kirchenmusik die Möglichkeit besitzt, die Brücke zu den außereuropäischen Musikkulturen zu schlagen, ist es der Gregorianische Choral. Er ist eine reine Melodie ohne latente funktionale Harmonie wie sie in der Musik aller außereuropäischen Kulturen gegeben ist und damit den gleichen Gesetzen des Baus wie des schöpferischen „Zersingens“ wie diese unterworfen.

Die Hauptschwierigkeit liegt in dem Verstehen der fremden Musik durch die europäischen Missionare und ihre richtige Lenkung zu christlichem Ausdruck. Denn dieses Verständnis erfordert mehr als formale Melodie- und Tonsystembetrachtung. Die Erfassung des Geistigen, das hinter dem Musikalischen steht und das der Musik nicht nur Gestalt und Form gibt, sondern für den Eingeborenen im Klang Wirklichkeit wird, ist das Wesentliche außereuropäischer Musikbetrachtung. Hier werden aber die Vorstellungen deutlich, die zum Religiösen führen, und die bei richtiger Erfassung und Umdeutung für die Vertiefung christlichen Denkens von größter Bedeutung sind. Das Meßglöckchen, die Klapper am Karfreitag die Kirchenglocke und viele andere Gegebenheiten der Liturgie haben in frühchristlicher Zeit im Abendland solche Um-

deutungen von heidnischem Brauchtum zu christlichen Vorstellungen erlebt und ebenso die kirchliche Musikpflege⁶. In gleicher Weise müssen auch die Grundsätze der außereuropäischen Musik ihre christliche Umdeutung und Gestaltung christlichen Geistes erhalten. Die Klärung der melodischen Wurzeln der Gregorianik im hebräisch-orientalischen wie antik-griechischen Musizieren hat einen ähnlichen Vorgang im Frühchristentum deutlich werden lassen. Die Tatsache, daß der gleiche Text bei unterschiedlicher liturgischer Stellung eine andere Melodie erhält, wie die Melodietypenvariation in der Traktuskomposition und den ältesten Gesängen, lassen die bestimmende Wirkung außermusikalischer Kräfte, die in der volksgebundenen Musikauffassung lebendig waren und christlicher Umdeutung zugeführt wurden, erkennen. In gleicher Weise erfordert dies die kirchenmusikalische Auseinandersetzung mit den ortsgegebenen Musikkulturen. Nur auf dieser Grundlage wird eine Kirchenmusik in den außereuropäischen Missionen entwickelt werden können, die dem Eingeborenen das bedeutet, was dem abendländischen Christen in seiner Kirchenmusik und ihrer Entwicklung für sein religiöses Leben gegeben ist⁷.

Die ersten Dominikaner in Amerika^{44a}

Von P. Dr. Benno M. Biermann O.P.

Über die erste Tätigkeit der Dominikaner in Amerika haben wir keinen einzigen gleichzeitigen Bericht. Der einzige, der uns darüber nähere Kunde gibt, ist Las Casas in seiner *Historia General*⁴⁵. Er schreibt zunächst von den ersten vier, wobei wir nach dem Gesagten mit einer größeren Zahl rechnen müssen, sie hätten ein frommes, äußerst strenges und abgetötetes Leben geführt. Ein Bürger von Santo Domingo, Pedro de Lumbreras, stellt ihnen ein Haus zur Verfügung, vielmehr eine Hütte; denn es gab damals nur enge Hütten aus Stroh. Als Speise genossen sie das *Caçabi* aus Wurzeln, d. h. das Brot der Eingeborenen von geringem Nährwert. Dazu gab man ihnen nur Eier und dann und wann, aber nur selten, etwas Fisch. Dann ein Kohlgericht, oft ohne Öl; nur mit *Axi*, dem

⁶ F. J. Dölger, *Sol salutis*, Münster 1925. J. Quasten, *Musik und Gesang in den Kulturen der heidnischen Antike und christlichen Frühzeit*, Münster 1930.

⁷ Vgl. C. Costantini, *L'Arte cristiana nelle Missioni*, Roma 1940, S. 180 ff.

^{44a} Vgl. den ersten Teil in *MR.* 1947, Nr. 1, S. 57—65.

⁴⁵ Las Casas, *L. c.* II, p. 382—395; kürzer Juan de la Cruz *l. c.* f. 127 vs.